

Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 20 (1918)

Buchbesprechung: Neue Bücher

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

theoretische Grundlage des Marxismus. Der Revisionismus, bewusst oder unbewusst, geht auf die Lehre von Rickert zurück. In dieser Beziehung muss sich der Sozialismus mit Rickert auseinandersetzen; zum Teil ist der Anfang bereits gemacht worden.

Rickerts Methodologie bedeutet einen Protest gegen die Herabsetzung der freien menschlichen Persönlichkeit. Daher bekämpft er konsequent den *Relativismus*, die Auffassung, welche uns lehrt, dass die Bedingungen alles seien und der menschliche Wille nichts. Es ist die Weltanschauung des ethischen Individualismus, die bei Rickert zum Ausdruck kommt. Allerdings können hier verschiedene Konsequenzen gezogen werden. Jedenfalls wird Rickerts Lehre befruchtend und vertiefend auf die Wissenschaft wirken. Damit will ich keineswegs gesagt haben, dass seine Lehre mir als die richtige erscheint, sondern lediglich konstatieren, dass sie imstande ist, das wissenschaftliche Denken zu bereichern, zu fördern.

BERN

F. LIFSCHITZ

□ □ □

NEUE BÜCHER

DIE ROTE ZEIT. Gedichte v. Albert Ehrenstein. Verlag S. Fischer, Berlin.
GESAMMELTE GEDICHTE von Else Lasker-Schüler. Verlag der Weissen Bücher, Leipzig.

DIE GOTTLÖSEN JAHRE. Gedichte von Alfred Wolfenstein.

FREUNDSCHAFT. Neue Gedichte von Alfred Wolfenstein. Beide im Verlag S. Fischer, Berlin.

Der Buchtitel „Die rote Zeit“ ist bloß für die eine Hälfte von Ehrensteins neuem Versbuch inhaltlicher Hinweis, nämlich für jene Gedichte, die der Autor unter die anklagende Überschrift *Das sterbende Barbaropa* gebracht hat. Freilich auch die zweite und letzte Abteilung, überschrieben „Ich weiß bloß Tod und Liebe“, weist aus ihren Schranken nicht gänzlich unsanfte Spiegelungen und Proteste gegen die Verheerungen der Gegenwartseignisse. In beiden Gedichtreihen steckt ein Gemeinsames: Das Wesen und Temperament eines kantigen, entschlossen sich preisgebenden Menschen. Niemals streichelt Ehrenstein chauvinistische Empfindungen seiner Zeitgenossen; er liebäugelt nicht mit jenen Fälschern, die die Ungeheuerlichkeit der Kriegszeit

in Segnungen und Glanz umlägen. Seine Art besitzt wenig Musikalität. Die Verszeilen zucken wie hingehämmert. Ihre Herkunft: Das Hirn. Im Verborgenen, jenseits des Denkgitters, durch das diese erlittenen Worte sickern, knäult sich die Qual des Herzens. Mit nacktem Hohn brandmarkt er die Gottverlassenheit des Menschen, des „Affen ...“

Der Pulverlaus, gierbüchigen Menschters,
Das in Gefilden, Lüften, meereinheer
Selbstzerfleischendes Fleisch
In sich sein Geprank schlägt, brüllend im
[Erdversteck]
Zum Tod seinesgleichen sucht mit Wut.“

In Zeichnungen von erschütternder Wucht zeigt Ehrenstein die Gebresten unserer Tage. Er betet seinen Mund um Hilfe wund; sein Krieger schluchzt: „O Erde bitterer Schluck!“; er bricht in Verzweiflung nieder angesichts dieser Erde, „wo Leiche der Leiche den Staub raubt“; die feindlich einander mordenden Armeen sieht er so:
Immer noch kämpfen
Auf dem Dunghaufen die Hähne.
Es glauben die Tauben,
Dass unter ihren Sprüngen die Erde erdröhne.

Der Dichter verflucht sich selber, sich, der kam, „ehe Licht die Erde

nahm“, denn „Schmutz ist Leben, Erde Schmerz“; er schwingt die Keule, lässt sie zur Warnung auf den Erzschild niederdonnern, hält, der gottverlassenen Erde eingedenk, auch vor Gott nicht inne mit seinen Drohungen. Er weiß um seine eigene menschliche Schwäche, die Ohnmacht aller bloßen Worte:

Schwarzflamme des Worts — ohnmächtig
[wie Efeu!

Uhu und Unke wider der Teufel Bluttunke.

Aber allen Niederlagen zum Trotz, die sich überall, im Himmel und auf Erden, seinem Auge bieten, hört er nicht auf, den Starken Sanftmut zu predigen und wie ein mythologisches Fabelgeschöpf grimmigen Rachens nach den Schuldigen zu schnappen, sie zu zerbeißen.

An der Spitze der übrigen Lyrik, die bittere Melancholien, Liebesgedichte, Naturbilder kredenzt, soll ein kleines Prosastück hervorgehoben werden, das sehr schöne, innig durchwärmte „Gebet“. Und im selben Atemzuge „Blind“, weil es an Schönheit und Vollkommenheit dem „Gebet“ in nichts nachsteht. In der Hauptsache künden diese Verse Dunkel und Höllendasein eines Verlassenen. Die Reden lassen die Grenzen des Gewöhnlichen weithinter sich, schrecken vor dem Stärksten nicht zurück.

Ratten! Fresset meine Eingeweide!
Zerspell' mich, Fels, ertränk' mich, Furt!
Was starb ich nicht vor der Geburt?
Aufstrahlt mir nie das Land der Freude.

Und der Selbstmörder schwärmt:
Schön ist es, ein Skelett zu sein oder Sand.

Aber als ein restlos vom Schicksal Besiegter verlässt uns der Dichter nicht. Er beschließt sein Buch mit Worten, die rührend von Hoffnung und Glauben getragen werden. An seinem letzten Gedicht hängt ein köstlicher Schimmer von des Dichters aufwärts wirkender Liebe:

Nicht habe ich Gewalt,
Augen zu geben blinden Steinen.
Leicht aber einem verachteten,
Armen, alten Sessel,
Dem ein Fuß fehlt,
Bringe ich Freude,
Mich zart auf ihn setzend.

* * *

Else Lasker-Schülers Versband, über 200 Seiten stark, eröffnen Freundesworte des vor ein paar Jahren verstorbenen armen, vagabundierenden Dichters Peter Hille. Hille will die Dichterin nicht kritisch enträtselfn, er versucht sie dichterisch zu spiegeln, u. a. so: „Else Lasker-Schüler ist die jüdische Dichterin. Von großem Wurf. Was Deborah! Sie hat Schwingen und Fesseln, Jauchzen des Kindes, der seligen Braut fromme Inbrunst, das müde Blut verbanter Jahrtausende und greiser Kränkungen... Ihr Dichtgeist ist schwarzer Diamant, der in ihre Stirn schneidet und wehetut. Sehr wehe. Der schwarze Schwan Israels, eine Sappho, der die Welt entzwei gegangen ist. Strahlt kindlich, ist urfinster...“

Ihrer Gedichtsammlung, die noch im Spielerischen der zahllosen Widmungen einen Strahl Liebe und Andacht birgt, fehlt es nicht an Innigkeit des Klanges und an Eigengeleucht. Bleibt auch manchmal das Missverständnis zwischen Laune und Notwendigkeit unaufgehoben —, was verschlägt dies viel angesichts der Fülle von namenlos Schönem, das bezwingt? Ein dichter Reigen von Liebesliedern, „Balladen“, Beschwörungen der Landschaft und der Menschenseele wächst vor uns empor; auch Prosastücke und Kinderreime, Gebete und Volkslieder finden sich vor, das Ganze mit viel Orientalischem durchsetzt. Die Dichterin schwärmt in entlegene Landstriche und Jahrhunderte, bescheidet sich dann wieder

NEUE BÜCHER

mit der nächsten Nähe und Gegenwart. Das Beste, was sie in Bayern oder unter den Palmen aufhebt, ist stets das Eine, Ergreifendste: Schwebendes, Leisestes, unendlich Zärtliches, herrlich von ihrer Seele durchschienen. Sie fasst Esther so:

Esther ist schlank wie die Feldpalme,
Nach ihren Lippen duften die Weizenhalme
Und die Feiertage, die in Juda fallen.
Nachts ruht ihr Herz auf einem Psalme,

Abels Augen sind ihr „Nachtigallen“. Substanzloses zwingt sie in eine leidvolle, eindrucksstarke Bildlichkeit:

Darum weine ich,
Dass bei deinem Kuss
Ich so nichts empfinde
Und ins Leere versinken muss.

Tausend Abgründe
Sind nicht so tief,
Wie diese große Leere.

In einer Versreihe auf die „Mutter“ lesen wir:

Wäre mein Lächeln nicht versunken im Ich würde es über ihr Grab hängen. [Antlitz, Und der erschütternde Vers (in „Lied meines Lebens“) der wie ein Leitmotiv wiederkehrt:

„Sieh in mein verwandertes Gesicht erschütternd wie die erste Strophe von „Ein Lied“:

Hinter meinen Augen stehen Wasser,
Die muss ich alle weinen.

Doch schieben wir dem naschhaften Herauspflücken einen Riegel vor. Zum Schluss empfange der Leser ohne Kommentar und unverstümmelt ein Wunder, dessen Rhythmus, obwohl nicht neu, Niegesagtes schenkt:

Die Liebe.

Es rauscht durch unsern Schlaf
Ein feines Wehen wie Seide,
Wie pochendes Erblühen
Über uns beide.

Und ich werde heimwärts
Von deinem Atem getragen,
Durch verzauberte Märchen,
Durch verschüttete Sagen.

Und mein Dornenlächeln spielt
Mit deinen urtiefen Zügen,
Und es kommen die Erden
Sich an uns zu schmiegen.

Es rauscht durch unsern Schlaf
Ein feines Wehen wie Seide —
Der weltalte Traum
Segnet uns beide.

* * *

Alfred Wolfenstein hat seinem Erstling „Die gottlosen Jahre“ Verse vorangestellt, die tief in seine dichterische Wesensart hineinleuchten:

Musik nicht will ich machen, sondern schreiten
Und zeigen meine Schritte.
Musik nicht gibt das hart geballte Reiten
Der Heere von Seelen, die streiten
Um meine Mitte.
Und ist kein Boden mehr, kein Traum zu
[schreiten,

So sollt ihr noch mein Stehn verspüren!

Wolfenstein gibt Großstadtlyrik. Ihr Ausdruck steht auf sich selbst und kommt geraden Weges aus der Gedankenwerkstätte. Es ist Dichtung aus dem Intellekt: nicht Muskel, nicht Blut, nicht Haut, aber Gebein; dürres, erlesenes, erschreckend trockenes Gebein, dessen würdiger Bau gepriesen werden darf. Hier die Silhouette seines „Städters“:

Dicht wie Löcher eines Siebes stehn
Fenster beieinander, drängend fassen
Häuser sich so dicht an, dass die Straßen
Grau geschwollen wie Gewürgte sehn.

Ineinander dicht hineingehakt
Sitzen in den Trams die zwei Fassaden
Leute, ihre nahen Blicke baden
Ineinander, ohne Scheu befragt.

Unsre Wände sind so dicht wie Haut,
Dass ein jeder teilnimmt, wenn ich weine.
Unser Flüstern, Denken... wird Gegröhle...

— Und wie still in dick verschlossner Höhle
Ganz unangerührt und ungeschaut
Steht ein jeder fern und fühlt: alleine.

Drei Jahre später lässt Wolfenstein neue Gedichte erscheinen: „Die Freundschaft“. Derselbe abstrakte Formwille, wie wir ihn aus den „Gottlosen Jahren“ kennen, spricht sich auch hier wieder aus.

Man sollte... o Frau... es hassen,
Mehr als zu lieben sich lieben zu lassen...

Diese Worte stammen noch aus des Dichters Erstlingsbuche. Aber sie dürften mit Fug und Recht auch in der „Freundschaft“ stehen. Denn „Die Freundschaft“ mutet an wie das Ergebnis der letzten Konsequenzen aus obigen Versen. „Die Freundschaft“ ist ein männliches, gescheites Buch und von einer Blickweite, die man als eine europäische bezeichnen muss. Einer von Wolfensteins Sterne heißt Romain Rolland. So predigt er denn Freundschaft, erhebt in erster Linie die Forderung nach Menschentum und Güte, und erst nachher nach Himmel und Licht. Er rüttelt auf aus bequemer Ruhe, treibt an zur Bewegung. Er schließt den Menschen auf, um in ihm neuen Ackergrund zu bereiten zur Saat neuer, besserer Möglichkeiten als die von 1914.

O schweige nicht, das Weltall schweigt
[in leerem Chor,
Es schäumen meine Arme aus der Brust
Wo weilen Deine? [hervor,
Sie werfen aus Verstecken Steine.

In dir, o weltbewusster Geist, erglänzt
[die Glut,
Die statt der Sonne und Mondes glüht
Nur dich berühren [als Schlecht und Gut,
Gestalten anderer, löschen, schüren.

Du Mensch und meine einzige Möglichkeit!
[Du Freund!
Und du, die Burg der Seele, allzuhart
Stößt meine Liebe [umzäunt,
Ins haltlos tiefe Weltgetriebe.

Und die Schlussverse aus dem
Sonnett „An die von 1914“:

Warum bewegtet ihr euch nicht im Frieden
So außer euch, so ruhlos und so gerne!
Gekommen wäre niemals mehr der Krieg.
Doch lernt dies Feuer für den neuen Frieden,
Stürmt dann wie jetzt und ruft statt
[Hurra: Sterne!
Und opfert euch für Geist und seinen Sieg.

EMIL WIEDMER.

*

DAS JOCH DES KRIEGES. Roman
von Leonid Andrejew. Verlag: M.
Rascher, Zürich 1918. Geb. 5 Fr.

Der vorliegende Band ist die neueste Erscheinung der wohl bekannten Sammlung „Europäische Bücher“, die der Zürcher Verleger herausgibt. Freilich gehört dies Buch nicht zur Kriegsliteratur im gewöhnlichen Sinne: es steht weit über dem Herkömmlichen. Es ist der Roman, der Seelenkampf des zu Hause zurückgebliebenen Petersburger Kontoristen Ilia Dementjew in Tagebuchform. Dieser beginnt als Revolutionär, wandelt sich aber durch das „Joch des Krieges“ zum Philosophen, dem die Dürre des Hasses, die Nichtigkeit der Dinge überhaupt, zum Erlebnis wird. Der „große Sinn“ des Krieges geht ihm nicht auf; er sieht in ihm nur die „Schinderei“, die lebendige Menschen wie Gurken zähle; sie füttere dagegen die „betrügerischen Kaufleute und Fabrikanten, die Fett ansetzen“, und die Reichen, die ihre „goldenen Zähne“ zeigten. Sein Hass steigert sich ins Maßlose. Er verleugnet sein Vaterland; als aber eine Festung nach der andern dem Gegner in die Hände fällt, bangt ihm doch wieder um Russland und er fleht um Rettung. Mitten in diesem Schwanken stirbt sein Töchterchen. Einfache, herrliche Klagen strömen aus seinem schwachen Herzen, das bald ganz verstockt, bis ihn die ungerechten Anklagen gegen die Umwelt zum Selbstmord treiben. Schon will er von der Brücke ins Wasser

springen: da kommt plötzlich eine „unerbittliche“ Klarheit und Größe in seine Gedanken, „dass sie den Erdball zu umspannen schienen“: er fühlt sich als „Mensch“; er schaut mit dem geistigen Auge die Mysterien des Lebens und des Todes und in ungeheurem Zuge schweben die Lebendigen, die Toten und die Zukünftigen an ihm vorüber. Mächtig schlägt die Flamme der Erkenntnis in ihm auf: „Ich bin unsterblich.“ Anmaßung und Eigenliebe, die ihn verblendeten, sind überwunden: „Mein Zorn ist erloschen. Wen soll man verdammen, da wir doch alle so unglücklich sind?“

„Doch wozu dies schildern, es ist doch alles so begreiflich?“ könnte man mit einer Aufzeichnung Dementjews fragen. Aber gerade darin liegt ja die reine Größe dieses Buches: es zeigt ein verirrtes Menschenherz, das, durch die Stacheln des Egoismus aufgereizt, durch grimme, innere Kämpfe endlich zur klaren Ruhe kommt. In einfacher Sprache spricht hier ein Mensch zu Menschen.

EUGEN MOSER

*

WANDERSPRÜCHE. Von N. W. Zürcher. Mit Buchschmuck vom Verfasser. 1918. Verlag W. Trösch, Olten. Fr. 2.—.

Als geformter Gehalt tritt uns in 514 Zweizeilern ein ernstes Bekennen zu reinem, starkem Naturleben entgegen. Die Entwicklung eines einfachen Künstlers und Menschen, der abseits vom Markt mit stetem Schritt seinen Weg geht, wird uns gegeben. „Gipfel und Sonne und Morgen und

ewiges herrliches Glänzen! Trinke die Weite der Welt! Glaube der ewigen Kraft!“ — Nicht in den Kirchen findet Züricher Andacht und Versenkung, sondern: „Leuchtende Firnen, wie hebt ihr meine Seele empor!“ Dogmatischen Theologen ist er nicht hold, wie eine Kampf-Abteilung im Büchlein beweist, wohl aber ehrt er Christus aufs höchste: „Sterbend den Mörder zu lieben und leidend mit ihm noch zu leiden, das zeigt Erhabenes an; Christus doch war es gemäß.“ Freudig feiert der Maler und Dichter Züricher künstlerische Vorbilder: „O Segantini, du Priester der Freiheit und Sonne! du schufest Hymnen, erhoben dem Licht, heilenden, feiernden Tag.“ — „Böcklin, du fandest die Fülle an fernen Gestaden der Träume. Führend auf einsamer Fahrt schien dir die Sonne Homers.“ — Gerne singt der gereifte, gütige Mann das Lied der Liebe dem Einzelnen und der Menschheit: „Stimme des Herbstes fragt leise: Was hat dir das Leben gehalten? Schöpfe zur Antwort die Kraft: Stets ist zur Liebe noch Zeit.“ — Durch die Liebe und den Geist muss die Menschheit die großen Rätsel ihres Lebens in Gemeinschaft lösen, nur so werden wir die „kläglichen Formen der Staaten“ zerbrechen und „die Erde als einendes Vaterland“ haben. „Dass sich die Welten entwickeln, der Geist und die Formen und alles, dieser Gedanke gibt erst Wollenden weckende Kraft.“ So sollen wir zu mutigem, weitem Werk schreiten: „Schaffe dir inneren Sieg. Siehe, der Himmel ist dein,“ und: „Leiste die nützliche Tat!“ O. VOLKART

